

Lothar Klein

„Das Leben ist das Material, an dem die Kinder im Wesentlichen lernen!“

Für eine Pädagogik der Lebensnähe

Aus: TPS 7/2014

Die Pädagogik Célestin Freinets beruht auf Vertrauen gegenüber den Potenzialen der Kinder. Für die Zusammenarbeit mit Kindern braucht es keine künstlich geschaffenen Lernräume oder Übungsprogramme. Denn eine Instrumentalisierung der Pädagogik als Versuchsfeld der Forschung, hat wenig mit den Welten lernbegeisterter Kinder zu tun.

Manchmal frage ich mich, weshalb diese simple von Célestin Freinet postulierte Wahrheit immer wieder gegenüber künstlichen Lernprogrammen verteidigt werden muss. Wahrscheinlich (auch) deshalb, weil sich das Leben nur schlecht in Pakete verpacken und verkaufen lässt? Vielleicht ist das Leben nicht den Kindern, aber den Bildungsplanern auch einfach zu kompliziert? Da kann nämlich nicht benotet und bewertet werden, was Kinder lernen, weil es nicht verglichen werden kann. Kinder lernen im Leben (manche sprechen auch von „Alltag“) nicht Mathematik, Physik, Musik und anderes schön voneinander getrennt und kategorisierbar, sondern alles auf einmal, sozusagen als komplexe Erfahrung, aus der heraus ihr Wissen entsteht. Das Leben ist eben so kompliziert, vielfältig, unmittelbar, unübersichtlich und komplex, gleichzeitig aber auch so interessant, persönlich nah, spannend und voller Überraschungen, dass es Kinder fasziniert sich darin kompetent bewegen zu lernen. Dazu braucht es keine Aufforderung, sondern „bloß“ Gelegenheit, Zeit, Material und andere Menschen, die mitmachen, mitdenken, Interesse zeigen, Erfahrungen teilen und präsent sind. Jede Erzieherin, die mit Kindern schon einmal im Wald war, wird bestätigen können, dass nicht nur so gut wie alle Disziplinprobleme vergessen sind, sobald der Wald betreten wird, sondern die Kinder auch unmittelbar beginnen, Dinge zu erforschen, mit ihnen zu experimentieren, Fragen zu stellen, Pläne und Spielideen zu entwickeln usw.

Fahrradfahren lernen auf Stativen?

Freinet hat die Schule von ihrer Lebensfremd- und Feindlichkeit befreit und hat mit den Kindern die künstlichen „Übungsräume“ verlassen:

„Seien wir ehrlich: wenn man es den Pädagogen überlassen hätte, den

Kindern das Fahrrad fahren beizubringen, gäbe es nicht viele Radfahrer. Bevor man auf ein Fahrrad steigt, muss man es doch kennen, das ist doch grundlegend, man muss die Teile, aus denen es zusammengesetzt ist, einzeln, von oben bis unten betrachten und mit Erfolg viele Versuche mit den mechanischen Grundlagen der Übersetzung und mit dem Gleichgewicht absolviert haben.

Danach - aber nur danach!- würde dem Kind erlaubt, auch auf ein Fahrrad zu steigen. Oh, keine Angst vor Übereilung, ganz ruhig. Man würde es doch nicht ganz unbedacht auf einer schwierigen Straße loslassen, wo es möglicherweise die Passanten gefährdet. Die Pädagogen hätten selbstverständlich gute Übungsfahrräder entwickelt, die auf einem Stativ befestigt sind, ins Leere drehen, und auf denen die Kinder ohne Risiko lernen können, sich auf dem Sattel zu halten und in die Pedale zu treten. Aber sicher, erst wenn der Schüler fehlerfrei auf das Fahrrad steigen könnte, dürfte er sich frei dessen Mechanik aussetzen.

Glücklicherweise machen die Kinder solchen allzu klugen und allzu methodischen Vorhaben der Pädagogen von vornherein einen Strich durch die Rechnung. In einer Scheune entdecken sie einen alten Bock. Ohne Reifen und Bremse, und heimlich lernen sie im Nu aufsteigen, so wie im übrigen alle Kinder lernen: ohne irgendwelche Kenntnis von Regeln oder Grundsätzen grapschen sie sich die Maschine, steuern auf den Abhang zu...landen im Straßengraben. Hartnäckig fangen sie von vorne an und - in einer Rekordzeit - können sie Fahrrad fahren. Übung macht den Rest.

Später dann, wenn sie besser fahren wollen, wenn sie einen Reifen reparieren, eine Speiche richten, die Kette wieder an ihren Platz setzen müssen, dann werden sie - durch Freunde, Bücher oder Lehrer lernen, was ihr ihnen vergeblich einzutrichtern versucht habt.

Am Anfang jeder Eroberung steht nicht das abstrakte Wissen! Das kommt normalerweise in dem Masse, wie es im Leben gebraucht wird, sondern die Erfahrung, die Übung und die Arbeit."¹ „Verlasst zu diesem Jahresanfang die Übungsräume: steigt auf die Fahrräder!“, rief Freinet seinen damaligen Lehrerkollegen zu.

Also, seien wir ehrlich: Hat Freinet hier nicht vorweg genommen, was Gerd Schäfer und andere Forscher der frühen Kindheit ebenso wie sämtliche Hirnforscher heute vehement vertreten, nämlich, dass Lernen ohne Erfahrung auf der Stufe des Auswendiglernens verbleibt, eben Lernen aus zweiter Hand? Kreativität, nachhaltiges Verstehen, Problemlösungsverhalten, das Wissen um die eigenen Fähigkeiten und Schwächen und andere für lebenslanges und selbstgesteuertes Lernen notwendige Schlüsselqualifikationen können sich nicht herausbilden ohne die Auseinandersetzung mit den Aufgaben des Lebens.

Die lebensnahe Praxis Freinets

Freinet verbannte sämtliche Schulbücher aus seiner Klasse. Schulbücher, so Freinet, kauen nur Vorgedachtes wieder, sind abstrakt und fern vom Leben. Dafür holte er das Leben in den Alltag der Kinder:

- Seine Klasse wurde zur „Spaziergangsklasse“. Raus in die Natur lautete die Devise!
- In freien Texten und anderen Formen des freien Ausdrucks konnten die Kinder äußern und damit auch den Erwachsenen verständlich machen, was sie berührt, interessiert und fasziniert.
- Aus diesen Erzählungen („Am Sonntag war es heiß, und wir haben uns alle nassgespritzt.“) resultierten die Tätigkeiten der Kinder. Da wurde dann z.B. das Phänomen des Wasserdrucks erforscht, denn die Kinder waren nass geworden, weil jemand den Wasserschlauch zugehalten und plötzlich wieder freigegeben hat. Von wo kommt der Druck, weshalb lässt er wieder nach, wenn ich nicht mehr zuhalte? Warum platzt der Schlauch nicht, wenn ich ihn zuhalte? Weshalb fließt das Wasser nach oben?
- Aus anderen Klassen bekamen die Kinder Post, in der sich z.B. ein Stück Seil befand. Mit dem Seil hatten andere Kinder den Umfang des Dorfbrunnens vermessen und wollten nun wissen, ob der Brunnen im Dorf von Freinets Klasse denselben Umfang hat usw.
- Das ging soweit, dass Paul Le Bohec, ein Kollege Freinets, die Kinder im Mathematikunterricht dazu aufforderte, mathematische Erfindungen² zu machen. „Das kann ich nicht.“, ließ Paul Le Bohec nicht gelten. Und er hat nachgewiesen, dass das jede/r kann! Meine Lieblingserfindung ist die eines achtjährigen Mädchens, das einen Kreis mit einem Punkt in der Mitte gemalt hat und wissen wollte, wie weit es vom Punkt bis zum Rand ist. Was es aber interessiert, war nicht das Ausmessen der Entfernung oder Berechnungsformeln wie Radius oder Durchmesser, sondern die Frage, wie weit man messen müsse: bis zur inneren Kante des Randes oder bis zur äußeren! Haben Sie darauf eine Antwort?
- Freinets Klassenzimmer sahen nicht aus wie Klassenzimmer, sondern eher wie Kinderzimmer oder Werkstätten, voller Ernstzeug aus dem Leben der Kinder: ein altes Vogelnest, ein Rad ohne Reifen, diverse Stangen, Backsteine, Seile, Federn, Rohre ebenso, wie Steine, eine alten Bettwärmeflasche, Tiere und Puppen aller Art.

Briefmarken und Mathematik

Als Kind habe ich Briefmarken gesammelt. Eine meiner Lieblingsbeschäftigungen bestand darin, sie ständig neu zu ordnen: nach Farben, nach Größe, Form, Länder oder Kontinenten oder anhand von Kategorien wie „Bilder“, „Autos“, „Häuser“ oder „Blumen“ – und nach der Anzahl der Zacken. Da aber hatte ich ein Problem. Viele Briefmarken hatten nämlich an den Ecken keine vollständigen Zacken. Nun wollte ich herausfinden, wie viele drittel, viertel oder $\frac{1}{2}$ Zacken eine Ganze ergeben würden. Ohne als 7-jähriger das Bruchrechnen schon zu können oder einen Begriff davon zu haben, habe ich mir damit geholfen, die ganzen, drittel und halben Zacken nachzumessen. Das hat mir nicht wirklich weiter geholfen, weil ich die Ergebnisse wegen der sehr kleinen Einheiten und meinen rudimentären Rechenfähigkeiten nicht

richtig berechnen konnte. Also habe ich die ganzen, drittel, viertel und halben Zacken übereinander gelegt und habe geschätzt: so viele von denen ergeben eine Ganze Zacke. Sehr kompliziert für einen Zweitklässler.

Später habe ich dann das Bruchrechnen gelernt. Das habe ich auch leidlich beherrscht, habe es aber damals nicht in einen Zusammenhang mit meinen Briefmarken bringen können. Mein Klassenlehrer hätte sich sogar darauf bezogen, hätte er von meinen Rechenexperimenten gewusst. Ich hatte immerhin einen solchen Klassenlehrer! Ich wäre aber zu diesem Zeitpunkt gar nicht auf die Idee gekommen, es ihm zu erzählen. Was wäre gewesen, wenn das, was uns damals beschäftigt hat, einfach Teil unseres Schulalltags gewesen wäre? Wie viel tiefer und nachhaltiger hätten wir begriffen, was wir uns ansonsten erst mühselig begreifbar machen mussten?

Die Geschichte eines glücklichen Kindes

André Stern, der als Kind keine Schule besuchte und ein Buch schrieb, in dem er seine selbst initiierten Lernprozesse detailliert beschreibt³, macht Mut, darauf zu vertrauen, dass Kinder lernen wollen. Das Buch ist voller konkreter und faszinierender Beispiele. Auch wenn die besonderen Bedingungen, unter denen André Stern hat lernen können nicht 1:1 auf den Kitaalltag übertragbar sind, steckt das Buch dennoch voller Weisheiten darüber, was geschehen muss, damit Kinder die Erfahrungs- und Lernmöglichkeiten des Lebens für sich nutzen können.

Da findet sich z.B. die Bestätigung der Hypothese, dass Kinder „Ernstzeug“ statt Spielzeug benötigen (oder zumindest zusätzlich). Seine Eltern haben in dieser Hinsicht nichts begrenzt. Er konnte sich mit allen Dingen persönlich auseinandersetzen, die im Erwachsenenleben eine Rolle spielen und ihn interessierten, ein Fotoapparat, den er auseinandernehmen konnte, Bücher, die für Erwachsene wichtig waren, Autos (speziell der Simca 1100), die Schriftstellerei usw.

André Stern hat in seinem Buch auch beschrieben, auf welche Weise Erwachsene solche Lernprozesse unterstützen können:

- „Indem man Kinder und Erwachsene in gesonderte Kategorien einordnet, trennt man sie.“ (S. 152) André Stern hatte dementsprechend stets Zugang zur Erwachsenenwelt und dem, was darin wichtig ist, beispielsweise „Erwachsenenbücher“.
- Erwachsene sollen schlicht bestätigen, was ein Kind herausgefunden hat. Sie sollen keinen Kommentar abgeben, nicht applaudieren oder sich in begeisterten Bravorufen ergehen. „Ebenso versuchte niemand, mir einen anderen Rhythmus... (oder) eine andere Herangehensweise nahe zulegen oder aufzunötigen.“ (S.126)
- Seine Beschäftigungen werden sehr ernst genommen. „Ich spüre die Gegenwart der Erwachsenen, ohne ihre Aufmerksamkeit erregen zu müssen.“ (S. 129)
- Jedes „Kind (wird) die Elemente seiner Lernprozesse dort pflücken, wohin es seine Schritte, sein Instinkt und seine Suche führen. Das macht jede Planung (Erwachsener) überflüssig... Vorausgesetzt, das Kind stellt Fragen, wird es sowieso genau die Fragen stellen, mit denen Sie nicht rechnen – was wiederum viele neue gemeinsame Entdeckungen und Forschungen ermöglicht.“ (S. 172f.)

- Ein Mentor ist „ein Mensch, der einen Schritt für Schritt auf dem Weg des Lernens in der Praxis begleitet, ohne einem vorzuzueilen, ohne einen mit einer vorgefertigten Methodik zu erschlagen, ohne einem durch Prüfungsvorbereitungen die Kraft zu rauben... oder (einem) einen Zeitplan aufzuzwingen.“ (S. 96) Er ist außerdem jemand, der einem sofort das richtige Werkzeug und das richtige Material anvertraut.

Der Umgang mit Wissenslücken

Reicht es aber aus, „nur“ auf die Eigenaktivität eines Kindes zu vertrauen und sich darauf einzulassen? Brauchen Kinder nicht zusätzliche Anregungen? Sowohl Freinet als auch André Stern wären sich bezüglich dieser Fragen wohl einig und würden antworten: Kinder brauchen Erwachsene, die ihnen einen echten Zugang zu den Fragen des Lebens ermöglichen, die ihnen als kompetente Partner zur Seite stehen, wenn sie gebraucht werden, die ihnen authentisch manchmal als Wissende und ein anderes Mal als Unwissende begegnen. Was sie aber nicht brauchen, sind Erwachsene, die das Leben in Angebote und „Bildungsinseln“ zerstückeln oder in eine „kindgerechte“ und eine „erwachsenengerechte“ Welt. Was sie auch nicht brauchen, sind Erwachsene, die insgeheim oder offen kindliche Bemühungen in wichtige und weniger wichtige aufteilen.

Wir leben heute in einer Welt, in der alles als machbar erscheint und in der wir ständig fürchten, irgendetwas zu versäumen, was eben machbar sein könnte.

Freinetpädagogen, ebenso wie André Stern, propagieren hingegen den Mut zur Lücke. Sie sprechen aus, was eigentlich jeder sowieso weiß, nämlich dass niemand alles lernen kann – und will! Erzieherinnen würden sich unablässig überfordern und Erwartungen schüren, die unerfüllbar sind, wenn sie vorgäben, „alle“ Kinder „umfassend“ bilden zu können. Wir sollten wieder ehrlicher werden und nicht vor allem dick gefüllte Portfolios für „jedes Kind“ im Auge haben. Das bedeutet für mich, den Kindern zu ermöglichen, ihren eigenen – unvollkommenen - Weg zu gehen. Statt also ständig damit beschäftigt zu sein, irgendwelche Lücken aufzudecken und schließen zu wollen, sollten wir wieder lernen, uns darüber freuen zu können, was ein Kind auf seinem jeweils eigenen Gebiet leistet.

Auch André Stern hat sich mit seinen „Wissenslücken“ auseinandergesetzt: „Meine Kenntnisse, die sich ständig weiterentwickeln, werden von meinen Begegnungen, Vorlieben und beruflichen Aufgaben geformt. Mein Ziel ist es... nicht, aus einem Selbstzweck heraus Lücken aufzuspüren... So werden manche unbemerkt bleiben, weil sie außerhalb meiner derzeitigen Betätigungsfelder und Interessen liegen, andere zeigen sich, wenn ich irgendwo im Einsatz bin, und werden dann geschlossen. Lücken sind (dann) keine Gräueltaten, sondern neue Forschungsgebiete, die sich auftun... Mein Wissen entspricht genau den Erfordernissen *meines* Alltags.“ (S. 179)

Blindes Vertrauen?

Gerne wird unterstellt, eine solche reformpädagogische Haltung sei zu vertrauensselig

oder illusionär und ignoriere z.B., dass viele Kinder nicht genügend Zugang zu den Dingen haben, die sie interessieren oder es an Anregung durch Erwachsene fehlt. Diese Kritiker haben natürlich Recht. Aber bloß dann, wenn es tatsächlich so wäre, dass Reformpädagogen blind darauf vertrauen würden, dass alles schon von selbst gut werde. Das ist allerdings gewiss nicht so. Das Zusammensein mit Kindern ist und bleibt anstrengend aus vielerlei Gründen. Wir können also nicht darauf vertrauen, dass „alle Kinder von alleine“ den Weg gegen können und werden, den z.B. André Stern gegangen ist. Dazu liegt im Leben der Kinder einfach noch viel zu viel im Argen, und auch die Kitas sind zumeist nicht wirklich gut ausgestattete Lern und Entwicklungsorte. Aber ist es deshalb falsch, wegzukommen von den sinnlosen Versuchen, den Kindern das Leben zerstückelt und in didaktische Päckchen portioniert zu präsentieren? Wenn für diese Versuche nicht so viel Energie, Geld und Zeit aufgewandt würde, könnte ich damit leben. Schließlich schadet es nicht, wenn Kinder miterleben, wie sich eine Erzieherin mit physikalischen Versuchen abplagt. Leider aber wird unser ganzes Denken zunehmend davon eingenommen, einem Angebot ein anderes noch besseres folgen zu lassen, an das sich wiederum ein noch ausgefeilteres reiht. Ständig konfrontiert uns die pädagogische Wissenschaft mit neuen Detailkenntnissen, die suggerieren, dass wieder etwas nicht bedacht und beachtet worden sei. Es ist kein Zufall, dass Célestin Freinet versuchte, sich einer Instrumentalisierung der Pädagogik als bloß noch empirisches Versuchsfeld wissenschaftlicher Forschung zu entziehen. Ich plädiere deshalb dafür, sich ein wenig frei zu machen vom Stress des Machbaren und sich stattdessen wieder mehr Zeit zu nehmen für die Gestaltung von Beziehungen zu den lernbegeisterten Kindern und ihren Welten.

¹ C. Freinet, aus: Elise Freinet, *Naissance d'une pédagogie populaire*, Paris 1972. Nachgedruckt in: Jochen Hering, Walter Hövel (Hrsg.): *Immernoch der Zeit voraus*. Bremen 1996, S. 155f.

² Paul Le Bohec: *Verstehen heißt Wiedererfinden. Natürliche Methode und Mathematik*. Bremen 1994

³ Stern, André: *...und ich war nie in der Schule. Geschichte eines glücklichen Kindes*. Gütersloh 2009